Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 41 (1959)

Artikel: Zürcher Sagen
Autor: Glaettli, K.W. / Kläui, Paul
Kapitel: III: Knonauer Amt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-378929

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

III. Knonauer Amt

1. Der Geist am Mühlerain

In der Gegend von Landikon hauste früher ein Geist, der es vornehmlich auf die spät heimkehrenden Betrunkenen abgesehen hatte. Er führte sie an den Haaren in den tiefsten Morast und wälzte sie im Kot, wobei er nicht einmal auf die schönsten Sonntagskleider Rücksicht nahm. Die von ihm Irregeführten kamen jeweilen „wie gepelzet" nach Hause.

2. Das Weidel-Madleni

Madleni war die einzige Tochter im alten Weidelhaus. Sie arbeitete aber nicht, sondern „schellete" bettelnd herum, den berüchtigtsten Klatsch austragend. Sie war bekannt als Lügnerin und Betrügerin; zugleich fürchtete man sie als Hexe, da sie Menschen und Vieh bannen und — auf Entfernung — den Kühen die Milch ausziehen konnte. Nach ihrem Tode fand sie die Ruhe nicht und mußte als Gespenst allabendlich nach dem Betzeitläuten von Weide zu Weide fahren, wobei sie immer bedacht war, den Leuten Schaden zuzufügen.

3. Die Katze beim Lomattobel

Vor etwa tausend Jahren wohnte im Lomatthaus bei Stallikon ein Weib, das in der schwarzen Kunst wohl erfahren war. Schwarz wie ihre Kunst waren auch Leib und Seele. Einzig die Haare standen ihr rot um ihr häßliches Gesicht, in welchem zwei funkelnde Triefaugen standen. Zur Nachtzeit fuhr sie mit dem Teufel auf den Hexentanzplatz und half ihm dort bei jedem Firlefanz. Dafür tat ihr der schwarze Höllengeist zuliebe, was sie nur wollte.

Doch zur bestimmten Zeit lief der Vertrag mit dem Bösen ab. Sie stand just hinter dem Haus beim Brunnen, als er heranfuhr, sie beim Schopfe nahm und ihr das Genick umdrehte. Seit da muß sie als Katze beim Lomattobel umgehen, sobald es dort abends zu dunkeln anfängt.

4. Der Kirchhof von Sellenbüren

In der Nähe des Dörfchens Sellenbüren ist ein stilles, heimeliges Plätzchen. Die Überlieferung will, daß hier die Edlen dieses Ortes begraben lie-

gen. Es soll auch eine Kapelle daselbst gestanden haben. Doch bemerkt man heute weder von den Gräbern noch von dem Kirchlein die geringste Spur. Hinter dem Kirchlein ist ein großer Schatz verborgen, aber gute Geister hüten ihn, daß er nie einem Sterblichen zuteil werde. Ein unschuldiges Büblein hat aber vor vielen, vielen Jahren einmal dem Treiben der Schatzwächter zuschauen können.

Dieses Knäblein suchte im Walde Beeren. Da hörte es durch die Büsche ein seltsames Klingen. Es lief dem Klange nach und kam zu einer Waldwiese. Da war es, als ob's Sterne geregnet hätte auf das Wieslein, so dicht lagen Gold- und Silberstücke herum. Dazwischen huschten wunderbare Gestalten, nicht größer als das Büblein selbst. Sie trugen weiße, glänzende Kleidchen und Kränze von hellen Sternblumen in den goldenen Locken. Aber daneben trugen häßliche Zwerge mit grauen Augen und langen Nasen immer neue Säcke voll Geld herzu. Auf Anweisung der schönen Geister leerten sie die Säcke, und das war es, was das liebliche Klingen verursachte.

Lange schaute der Knabe unbemerkt dem sonderbaren Treiben zu, aber endlich trieb ihn eine unwiderstehliche Lust nach dem blitzenden Gelde unter die geschäftigen Wesen. „Gebt mir auch von dem schönen Spielzeug!" bat er. Die lieblichen Geister winkten ihm, zu nehmen, aber die Zwerge blickten grimmig nach ihm. Rasch füllte das Bürschlein seine Taschen und eilte, von heimlichem Grauen gejagt, heim zur Mutter. Dort erzählte er, was er gesehen. „O, du Glückskind!" rief die Mutter aus, „du hast den Schatz gefunden. Komm hurtig und zeige ihn dem Vater und mir!" Der Kleine führte sie hin. Aber wenn er noch so bestimmt versicherte, er sei an der Stelle, so fand sich doch keine Spur mehr von dem reichen Segen, und für die Wahrheit seiner Worte zeugten nichts als die funkelnden Taler, die der gute Wille der Schatzhüter ihm gelassen.

5. Der Schatz auf der Ofengüpf

Ofengüpf heißt der Hügel, auf dem seinerzeit die Burg der Freiherren von Sellenbüren stand. In diesem Hügel liegt ein Schatz vergraben. Leider ist dieser Schatz gebannt. Schon mancher versuchte, ihn zu heben, aber noch keinem gelang es. Sobald nämlich der Schatzgräber auf die Schatzkiste stößt, fährt ein schwarzer „Zottelhund" aus dem Boden und glotzt ihn böse an. Es gibt kein Mittel, diesen Hund zu vertreiben. Es ist nämlich der Böölimann. Weder Hühnerblut noch Johannissegen bringen ihn zum Verschwinden. Wer nicht weidlich die Ofengüpf verläßt, wenn der Hund zu murren beginnt, um den ist es geschehen.

6. Der Heiggel in Sellenbüren

Vor vielen Jahren lebte in Seelenbüren ein Bauer namens Heiggel, der Vogt über das Dörfchen war. Zuerst übte er sein Amt zur Zufriedenheit aus, aber in späteren Tagen herrschte in seinem Hause weder Sparsamkeit noch Zucht und Ordnung. Es wurde gut gegessen, viel getrunken, aber immer weniger gearbeitet. Den Wünschen und Begehren seiner Kinder war Heiggel allzu nachgiebig. Drum ging es mit seiner Wirtschaft den Krebsgang. Damit er nicht verlumpte, betrog er Witwen und Waisen um ihr Gut. Auf diese Art konnte er sich halten bis zu seinem Tode. Aber da holte ihn der Böölimann. Seither sieht man oft bei Nacht einen ungeheuren schwarzen Hund, „wohl 25 Schuh lang", der durch das Dach herunter auf die Laube des Hauses steigt und dessen feurige Augen, „dreimal größer als ein Pflugrad", unheimlich leuchten. Bald beginnt ein Poltern und Lärmen, als ob Kanonen losgebrannt würden. Der Spuk macht sich nicht nur im Hause, sondern auch im Stall bemerkbar. Es ist der Geist Heiggels, der umgeht und keine Ruhe findet.

7. Die Schachengeiß

In einem Heimetli bei Wettswil lebten ein Mann und eine Frau. Die wollten gut leben, aber nicht viel arbeiten. Natürlich stellten sich Hunger und Mangel ein. Aber statt zum Rechten zu sehen, schimpften und fluchten sie. Das hörte der Teufel, der just Rekruten suchte. Er fand bei den beiden Gehör, und sie machten einen Vertrag, laut welchem sie zwölf Jahre lustig leben, dann aber ihm gehören sollten.

Der Teufel hockte sich statt der Faulenzer an den Webstuhl und wob und wob. Er schaffte Tag und Nacht, und schier hätte er den Akkord aufgegeben. Denn wie er sich anstrengte und schaffte, so reichte sein Verdienst zu nichts. Nicht einmal ein Paar Schuhe konnten sich die Taugenichtse anschaffen. Alles, was der Teufel an Geld herbeischaffte, wurde vertrunken.

Als die zwölf Jahre vorbei waren, wollte der Böse mit dem Paar drausfahren. Aber sie waren in ihrer Trunksucht so verwahrlost, daß es ihm darob grauste und er mit ihnen nichts anfangen konnte. In seiner Wut bannte er ihre Seelen in eine schwarze Geiß, die fortan im Schachen umgehen mußte. Leute, die dort vorbeigehen und wunderswegen stehenbleiben, wirft sie unversehens zu Boden, ohne ihnen aber weiter zu schaden.

8. Der gebannte Lehrer

Es lebte an der Reppisch einst ein Lehrer, dessen Wohnort und Namen nicht genannt werden, weil es über ihn (etwas vor 1857) zu gerichtlichen Verhandlungen gekommen ist. Man sagte ihm nach, er hätte sich als Vormund einer Witwe beträchtliche Summen angeeignet. Bei seinem Tode habe er seinen Söhnen noch anbefohlen, das unrecht Erworbene wieder heimzuzahlen. Die Söhne waren alle bis auf einen bereit, des Vaters Willen zu vollziehen. Dieser eine aber wußte den andern einzureden, daß es vernünftiger sei, den ganzen Handel ruhen zu lassen. Und so geschah es.

Längere Zeit nachher jätete eine fremde Dienstmagd auf einem Felde in der Nähe des Gutes jener Familie. Als sie zum Ausruhen sich einmal streckte, sah sie den verstorbenen Lehrer vor sich stehen. Zu Tode erschrocken rannte das Mädchen heim und erzählte das Erlebnis. So kam die Geschichte zu Ohren der Familie des Lehrers. Die verklagten die unvorsichtige Erzählerin, und weil sie den Beweis schuldig bleiben mußte, wurde sie gebüßt.

Aber auch nachher behauptete sie halsstarrig, sie sehe die Gestalt des Lehrers noch immer und erbot sich, sie jedermann bei hellichten Tage zu zeigen. Andere Leute konnten aber nichts sehen, was sie damit begründeten, daß sie keine Sonntagskinder seien wie die Dienstmagd.

Im folgenden Winter ging morgens um vier Uhr ein Drescher an jenem Orte vorbei an die Arbeit. Da bemerkte er an der aus dem Gerichtshandel bekannten Stelle einen Mann, der in Mantel und Hut ruhig dastand. Der Drescher meinte, einen Halberfrorenen vor sich zu haben und näherte sich ihm. Er schaute ihm unter den Hut und erkannte mit Entsetzen den Verrufenen. Er rannte, um sich zu retten, ins nächste Haus und sank dort ohnmächtig zusammen. Als er wieder zu sich gekommen war, erzählte er den Grund seines Schreckens. Die Leute drangen in ihn, die Begegnung den Söhnen des Verstorbenen mitzuteilen; denn diese hatten vor Gericht erklärt, daß sie die Begebenheit wohl eher einem Mannsbild glauben würden. und daß sie dann dem armen Mädchen die Summe zurückerstatten wollten, Der Drescher folgte diesem Rat. Die Söhne ließen zwei Kapuziner kommen die den Geist in einen Dachrafen des Hauses bannen mußten. Seither hat man von der Spukgestalt nichts mehr gesehen.

9. Der Drache zu Bonstetten

Kaspar Gilg in Bonstetten will 1706 einen schwarzen Drachen gesehen haben. Der war vier Schuh lang und lief auf vier Füßen. Sein armsdicker Kopf hatte einen gelben Ring. Auf dem Kopf trug er eine goldene Krone.

10. Der brennende Mann bei Stallikon

Eines Abends kam ein Mann außer Atem in das Wirtshaus von Stallikon gerannt, und als er sich etwas erholt hatte, erzählte er, er sei auf dem Fußweg von der Baldern gekommen. Wie er sich einmal umgewendet habe, sei der brennende Mann hinter ihm hergelaufen. Er habe die Flucht ergriffen, aber immer, wenn er sich umgesehen habe, sei der brennende Mann hinter ihm her gewesen. Erst kurz vor dem Dorfe sei er zurückgeblieben.

11. Das Aeugsterwappen

Aeugst hat ein Eichhorn im Wappen. Damit soll folgender Schwank im Zusammenhang stehen. Es soll früher einmal ein Aeugster ein Eichhorn von bloßer Hand gefangen haben. Das habe ihn gebissen und gekratzt. Da hat er gesagt: „S nächschtmol legg i dänn Händschen aa!" In der Umgebung lebt darum die Redensart: „Mer nänd en vo Händsche, wie d Aeugschter!"

12. Wie der Türlersee entstand

Da wo jetzt der Türlersee sich ausbreitet, lag in alten Zeiten ein schöner Bauernhof mit fruchtbaren Feldern. Der Besitzer hatte ein einziges Kind, eine anmutige, liebe Tochter. Die war dem jungen Schloßherrn auf der Schnabelburg in die Augen gefallen, und er stellte ihr leidenschaftlich nach. Das gute und ehrbare Kind wies aber alle seine Versprechungen zurück, beharrlich und schroff. Dem einfachen und freien Bauernmädchen mißfiel die Pracht der Burggemächer.

Doch der Schloßherr konnte den Vater überreden, das Kind zu mitternächtlicher Stunde unter allerlei Vorspiegelungen auf das Schloß zu bringen. Der Ritter selbst öffnet das Tor und zieht das widerstrebende Mädchen herein. Wie er das Tor hinter ihm schließen will, merkt es, was gespielt wird und stößt einen Schrei der Verwünschung aus auf seinen verräterischen Vater. In diesem Augenblick fährt ein flammender Blitz vom Himmel und trifft ihr Elternhaus. Das Kind sieht noch durch die Türspalte, wie die Erde eine feurige Kluft öffnet und der einst schmucke und gesegnete Hof mit allen Feldern darin verschwindet.

Am Morgen lag an deren Stelle ein See.

13. Die Herkunft der Fürsten von Schwarzenberg

Das Schloß der Freiherren von Schnabelburg, später Besitztum der Herren von Eschenbach und Schwarzenberg, wurde im Jahre 1309 von den Söhnen Kaiser Albrechts mit Hilfe des Abtes von St. Gallen wegen Teilnahme seines Besitzers am Königsmord zerstört. Bei dieser Gelegenheit soll die ganze Besatzung ums Leben gekommen sein. Ein einziger Knabe nur entrann dem Blutbade, weil sein unschuldiges Lächeln selbst die den Tod ihres Vaters rächende Königstochter rührte. Dieser Knabe soll der Stammherr der Fürsten von Schwarzenberg geworden sein.

14. Der Chriemhildengraben

Weit vom Meeresstrande her wanderte einst eine Familie ins Knonauer Amt ein. Der Mann war von friedlicher Gemütsart, das Weib finster und ungesellig, doch dem Gefährten eine treue Gehilfin und dem wunderlieblichen Kinde eine sorgsame Mutter. Hinter Vollenweid, auf dem Berge am Türlersee, bauten sie eine Hütte und erwarben beträchtliches Grundeigentum. Wundersam gedieh die Arbeit ihrer Hände, und was sie gepflanzt, blühte und reifte in üppiger Fülle. Vor allem erfüllte der herrliche Garten die Nachbarn mit Bewunderung, aber auch mit geheimem Neide. Mit freundlichem Sinn teilten der Mann und das Kind von den duftenden Blumen und den saftigen Früchten auch vorbeiziehenden Wanderern und den Nachbarn mit, und oft trug das liebliche Mädchen den Kranken der Umgebung heilsame Kräuter zu. Das sah die Mutter — Chriemhilde nennen sie die einen, die andern Verena — nicht gerne, doch Vater und Kind beschworen mit freundlicher Mahnung den bösen Geist in ihr.

Nach etlichen Jahren geschah es, daß der gute Vater in den erbosten Wellen des Türlersees sein Grab fand. Mit ihm entwich der gute Geist, der über dem Hause gewaltet hatte. In finsterer Trauer arbeitete das Weib weiter, aber in ihrem Herzen wucherten Habsucht und Menschenhaß. Umsonst harrten die Kranken der Heilkräuter, umsonst schauten die Nachbarskinder nach den Wunderblumen in Chriemhildens Garten. Die Unglückliche erweiterte unbefugt ihre Grenzen. Das ließen sich die Herferswiler nicht bieten. Ohne der Guttaten des Verstorbenen zu gedenken, fielen sie über die Witwe her und brachten sie mit Zank und Hader und rastlosem Treiben vor den Gerichten um ihren Grundbesitz. Das gute Kind aber konnte das Wesen der Mutter nicht ertragen; es welkte dahin und fand im Schoß der Erde frühe seine Ruhestätte.

Als nun Chriemhilde einsam geworden und ihr die Herferswiler alle Grundstücke bis auf den Garten wegprozessiert hatten, sprach sie in wildem Unmut: „So kann ich doch noch gartnen!" Aber es war kein Segen bei ihrer Arbeit, und der Garten blieb ein Schatten von der ehemals lachenden Pracht. Schließlich beraubten die Nachbarn sie auch noch des Gartens, und das Weib lebte nur noch im Gefühl der Rache.

Da nahte ihr der Böse. Der gab ihr ein, sie solle mit dem Wasser des Türlersees, das ihren Mann verschlungen hatte, ihre Feinde ertränken und ihre Felder verwüsten. Ein Hügel, der Jungalbis, trennt nämlich den See von dem Dorfe, und diesen wollte sie mit Teufels Gewalt durchstechen. Der Böse verlieh ihr Riesenkräfte und -gestalt. Eines Nachts machte sie sich ans Werk. Mit einer Schaufel wie ein Tennstor so groß, schaffte sie in grausiger Hast, mit jedem Stich einen Schuh weit vorrückend. Da sie aber mit dem Teufel abgemacht hatte, sie dürfe bei der Arbeit kein Wort reden, konnte sie ihrer Freude über das rasche Vordringen der Arbeit nicht Ausdruck geben. Sollte sie aber ein Wort über die Lippen lassen, bevor das Wasser durch den Graben in die Herferswiler Felder laufe, so wäre sie sein.

Wie sie zum letzten Stich die Riesenschaufel hob, konnte sie ihr Entzücken nicht mehr bändigen, und wild jauchzend rief sie: „So ist's geschehen, Gott zu lieb oder zu leid!" In diesem Augenblick entführte eine brausender Sturm die Hexe durch die Luft, auf die blumigen Halden des Glärnisch. Aber unter ihrem Fuße erstarrten Gräser und Kräuter zu Eis. Noch heutzutage steht sie dort, auf ihren Spaten gelehnt, ein zackiger Eisblock, und nimmer taut sie auf von den Tränen der Liebe. Denn sie hat nur Haß gesät und Fluch geerntet. Der Graben aber, den sie ausgehoben, blieb, und die Leute nannten ihn nach ihr „Chriemhildengraben".

15. Die Pest in Aeugst

Wie in den anderen Orten des Amtes, hauste im Jahre 1629 die Pest auch in Aeugst. Weil Aeugst, das erst 1667 eine eigene Kirche erhielt, nach Mettmenstetten kirchgenössig war, fanden seine Toten ihre letzte Ruhestätte auf dem Kirchhofe daselbst. Der Weg zur Kirche war der gegenwärtige (1928) Fußweg über die Wengi. Er führte über die jetzt noch bestehende, aus Stein gewölbte Jonenbrücke beim abgebrochenen Stampf vorbei gegen die Waldungen der Korporation Ober-Mettmenstetten. Hier an der Grenze bestand einst ein Weidgatter, daher heißt die Gegend „Aeugstergätterli".

In jener Pestzeit seien so viele Menschen gestorben, daß sie auf Wagen nach Mettmenstetten geführt wurden. Bei einer solchen Fuhr sei einmal

beim Aeugstergätterli eine Leiche vom Fuhrwerk gefallen. Die Fuhrleute hätten sich aber nicht darum gekümmert, sondern sie seien weiter gefahren mit der Ausrede: „Mer chömed moorn ja doch wider, mer nämed si dänn moorn!"

16. Das Räägelsloch bei Uerzlikon

Eine abgelegene Waldwiese der Korporationswaldung Uerzlikon führt den Namen Räägelsloch. Nach der Sage soll dort die letzte Hexe von Uerzlikon, die sich durch Erhängen das Leben nahm, beerdigt worden sein. Alte Männer berichteten, daß sie beim Öffnen des Grabens dem Wald entlang auf einen Sarg gestoßen seien. Das Haus, wo die angebliche Hexe gehaust haben soll, ist im September 1906 durch Blitzschlag eingeäschert worden.

17. Vom Rifferswiler Moos

An der Stelle, wo heute die weite Fläche des Rifferswiler und Hauser Mooses als Torf- und Streueland sich hinzieht, war einst nichts als Sumpf, den kaum eines Menschen Fuß betreten konnte, außer in ganz kalten Wintern. Die weite Ebene gehörte den Herren auf der Schnabelburg, die das Land aber gering schätzten.

Als einst einer dieser Herren einem Krieger den Sold zahlen sollte, ließ er ihm die Wahl zwischen einem Helm und dem sumpfigen Moos. Der Krieger zog den Helm vor und verzichtete auf die weite Fläche Landes, wo später wertvolle Streuerieder lagen und jährlich für große Summen Torf gewonnen wurde.

18. Der Schimmelreiter zu Kappel

Wer früher nachts von Hausen nach Kappel wanderte, sah dort im Mondschein einen Mann über die Allmend reiten. Bleich, hohläugig, schwarz gekleidet, lenkte er seinen Schimmel durch das Moor bis zum dunkeln Gehölz. Dort erhob er seine Rechte wie zum Schwur empor zum Himmel; man vernahm Hohngelächter, und der Mann samt dem Roß waren verschwunden.

Die Sache verhielt sich so: Um die Waldung stritten einst das Kloster Kappel und die Gemeinde Hausen. Die Richter forderten Eide. Am Gerichtstag, zu dem sich das Volk drängte, kam der Amtsmann übermütig hoch zu Roß angesprengt und schwur: „Dieser Grund zu meinen Füßen

ist, bei dem Schöpfer und dem Richter über meinem Haupte, des Abtes Eigen!" Er hatte nämlich in seinen Schuhen Erde vom Klostergute und einen Richtkamm (= Richter) und einen Löffel (= Schöpfer) schlau unter seinem Hute verborgen. Um diesen Meineid zu sühnen, mußte er lange Zeit geisten. Denn die Wahrheit läßt sich nicht höhnen.

19. Der Schimmelreiter von Herferswil

Im Weiler Buchstock bei Herferswil, auf der Nordseite des Homberges, lebte zur Zeit des Kirchbaues zu Mettmenstetten ein Rychner. Er spendete viel Geld zum Eingießen in die Glocken und stiftete die kleine Glocke selbst, knüpfte aber daran die Bedingung, daß mit dem Einläuten zum Gottesdienst zugewartet werden müsse, bis er auf seinem Schimmel über den Ettenbühl, die Anhöhe östlich des Oberdorfes, hinabgeritten kam.

20. Das unversehrte Herz Zwinglis

Es wird berichtet, daß Zwinglis Freunde, als sie drei Tage nach der Schlacht bei Kappel auf das Schlachtfeld kamen, dessen Herz nicht ohne Bestürzung unversehrt aus der Asche gelesen haben. Thomas Platter, der davon etwas nach Basel brachte, zeigte den ihm wertvoll scheinenden Überrest Zwinglis dem Myconius. Dieser aber riß ihn Platter aus den Händen und warf ihn, um allem Aberglauben zuvorzukommen, in den Rhein.

21. Die Wiggle

In Allenwinden bei Kappel lag im Sommer 1919 eine alte Frau schwer krank darnieder. Eines Nachts kam eine Wiggle in die Nähe des Hauses und verführte ein klägliches Geschrei. Wie die Frau diesen Lärm hörte, sagte sie: „Diese Wiggle will mich holen!" Und wirklich starb die Frau in wenigen Tagen.

22. Die Gründung des Klosters Kappel

Es geht die Sage, daß am Orte, wo jetzt die Kirche des heiligen Markus steht, eine uralte Kapelle gestanden habe. Dort wohnten einst Einsiedler. Sie konnten durch einen unterirdischen Gang bis an den Ort gelangen, der

später zum Weinkeller des Klosters wurde. Diese Höhle diente jenen Leuten als Wohnung, wovon noch Überreste eines Kamins und andere Dinge zeugen.

Als nun die Herren von Eschenbach von den Höhlenmenschen erfuhren und auch von der Schnabelburg herunter die Lichter sahen, welche zu ihnen herauf leuchteten, begannen sie an jener Stelle eine Kirche zu bauen, welcher sie ein Kloster anfügten. Sie nannten es Kappel, weil dort schon eine Kapelle gestanden.

23. Der Bruderrain bei Mettmenstetten

Zuoberst auf dem Homberg liegt ein Waldhang, der Bruderrain. Von dem geht die Sage, hier habe einst ein Einsiedler, ein frommer Bruder gelebt. 1905 gab es noch Leute, welche die Stelle der „Bruderei" bezeichnen konnten. Da stand nämlich ein Bibernuß-Strauch, und von dem haben die Erzähler noch selbst Bibernüsse gepflückt. Diesen Strauch, sagten sie, habe der Waldbruder gepflanzt. Dort habe seine Klause gestanden.

24. Das Wildental

ist eine Waldung bei Mettmenstetten. Davon sagt man, hier hätten die Wilden, d. h. die Heiden, die sich zur Zeit der Verbreitung des Christentums nicht bekehren lassen wollten, noch lange gehaust.

25. Der Stifeliriter

In Mettmenstetten sah man früher den Stifeliriter. Er war schwarz gekleidet, bleich und hohläugig. Nachts, von zwölf bis eins, tanzte er auf einer Matte, die wie ein Zirkus aussah.

26. Der Öler von Mettmenstetten

Im Oberdorf lebte einmal ein Öler. Der maß in seiner Öltrotte den Bauern das Lewatöl nicht ganz ehrlich aus. Nach seinem Tode mußte er zur Strafe jede Nacht zur Geisterstunde aus seinem Grabe steigen, zur Trotte wandeln und die Spindel der Ölpresse drehen. Sieht ihn ein Menschenauge, so verwandelt er sich sofort in einen schwarzen Pudel. Heulend läuft er dann das Dorf hinab und verstummt erst, wenn er auf dem Kirchhof angelangt ist.

27. Von der Spräggelennacht

In Knonau wurde jeweilen am zweitletzten Freitag vor Weihnachten die Spräggelennacht abgehalten. Einer alten Sage zufolge sollen sich in jener Nacht Geister herumgetrieben haben. So seien die Geister von zwei alten Jungfern, welche ihren Liebhabern untreu geworden waren, in der Kirchmatte herumgehüpft. Sie sollen sich einmal in die Kirche gewagt haben, als der Sigrist zum Läuten ging.

Ein Dämon vorwiegend bösartiger Natur war die Sträggele oder Spräggele, die durch das Spräggelen-Jagen verscheucht werden sollte.

In der gleichen Nacht soll jedes Jahr ein Mann, der Marchsteine versetzt hatte, mit einer Hacke in der einen und mit einer Laterne in der anderen Hand, nachts 12 Uhr durch die Schloßmatte geschritten sein.

28. Das Tüürebrünneli

Eine Quelle an der bei Unterlunnern zum Reußried abfallenden Halde heißt das Tüürebrünneli. Sie war seit jeher landauf und landab bekannt. Es gab Zeiten, zu denen sie monatelang kein Wasser lieferte, obwohl gar keine Tröckne herrschte, während sie anderseits in trockenen Jahrgängen reichlich Wasser spenden konnte. So ist es noch heute.

Da kamen denn früher im Frühjahr und im Sommer von weither die Müller und Bauern hergereist, um zu sehen, ob das Tüürebrünneli viel oder wenig Wasser liefere. Lief die Quelle stark, so ging es wie ein Lauffeuer durchs Land, die Körnerfrucht und das Brot werden teuer. Lag die Quelle fast trocken, so rechnete man auf billiges Brot. Da sollen sich dann die Müller und Bauern, die Korn und Weizen zu verkaufen hatten, rechtzeitig vorgesehen haben. Bei reichlichem Wasserfluß mußte man auf einen nassen Jahrgang rechnen. Dann durfte man die Fruchtvorräte nicht leichthin verkaufen. Man wartete mit dem Verkauf zu, denn der Preis mußte ja in die Höhe gehen. Das Tüürebrünneli zeigte also eine Teuerung an.

29. Der Sterbet in Oberlunnern

In grauer Vorzeit wütete ein gewaltiger Sterbet, der alle Einwohner von Oberlunnern bis auf eine ledige Tochter dahinraffte. Zu jener Zeit kam just aus dem Schwabenland ein Jüngling zugereist, und der heiratete diese Tochter. Aus dieser Verbindung entsproß das Geschlecht Stehli. Alles Land, berichteten die Alten, gehörte diesem Geschlecht allein, und noch 1900 stellten die Stehli die größte Anzahl der Familien.

30. Von goldenen Zeiten zu Obfelden

Ehedem führten die Obfelder im Knonauer Amt ein wahres Schlaraffenleben. Wenn im Herbst die Bauern sich vom Bette erhoben, lagen oftmals die reifen Birnen schon vor der Kellertür, ohne daß sie eine Hand hatten rühren müssen. Diesen Dienst erwiesen ihnen die Wassernixen von der Reuß, die ihnen besonders zugetan waren.

Damals gab es in unserem Lande Birnen, die waren tausendmal größer als die jetzigen, die sogenannten „überwelschen". War so eine abgefallen, so wurde sie in den Keller gerollt, und dort zapfte man ihr den Saft ab. Zwei Männer trennten mit der großen Waldsäge den Stiel vom Fleisch und führten ihn in die Sägemühle, wo Bretter für Täferholz daraus geschnitten wurden.

Viel Sorge machte es den Leuten dazumal, die Milch aufzuheben. Die Kühe waren nämlich so groß, daß man Teiche graben mußte, um die viele Milch, die sie gaben, darin aufzufangen. Das Merkwürdigste aber waren die ungeheuer langen Kuhhörner. Blies man um Ostern hinein, so kam der Ton zu Pfingsten heraus.

31. Der Tempel auf dem Islisberg

Als man vor Zeiten die Kirche von Ottenbach erweitern wollte, mangelte es an Bausteinen. Da berichteten die einsamen Bewohner des benachbarten Islisberg, eines kleinen Dörfchens, es liege auf ihrer Höhe im Walde noch eine alte Heidenkirche mit vier mächtigen Pforten und den schönsten Werkstücken. Die Gemeinde beschloß, diese Quader herabzuschaffen. Sowie man aber an die Arbeit ging, verschwanden unvermutet alle Taglöhner, und selbst ihre Familien kamen allmählich aus dem Lande.

Nach vielen Jahren erfuhr man, daß sie sich alle zusammen in der Rheinpfalz niedergelassen hätten und daselbst recht glücklich und in Wohlstand lebten. Hieraus schloß man, die Steinhauer hätten in jenem Tempel einen großen Schatz gehoben und sich damit aus dem Lande geschlichen, um ihn ohne Anfechtung verzehren zu können.

Früher, 1857 noch, sagte man von einem, der den Gottesdienst geschwänzt hatte, er sei „z Iselischilch gsi".

32. Das Glöcklein von Aesch

Auf dem früheren Trottgebäude in Aesch hing ein kleines Glöcklein, welches dann ins alte Schulhaus versetzt wurde. Davon berichtet der Volksmund:

Die Gemeinde Aesch wünschte einst das kleinste Glöcklein aus dem Kirchturme von Birmenstorf zu erhalten. Sie erhielt es auch, aber die Birmenstorfer gaben es nicht umsonst, sondern die Leute von Aesch mußten ihnen das Glöcklein mit gedörrten Birnen füllen, weil die Birmenstorfer Birnbäume seit Jahren keine Frucht mehr getragen hatten.

33. Der Wurm bei Lunnern

In der Gegend von Lunnern, in der Wangeren, hauste in alten Zeiten ein Ungeheuer, ein junger Drache, der den Bauern viel Schaden anrichtete, indem er die Feldfrüchte ausriß, wo er des Weges kam. Mit der Zeit bekamen die Ämtler genug von diesem Wurm, und sie konnten ihn vertreiben.

Das Ungetüm rettete sich über die Reuß und begann die Felder der Merenschwander zu verheeren. Es hielt sich in einem Wäldchen auf, das es nur nachts verließ. Als der Wurm einst durch einen Feldhag schlüpfte, konnte ihm ein Bauer, der auf der Lauer stand, mit dem Beil den Kopf abschlagen. Das Tier führte aber noch mit seinem Schwanze einen Schlag über die Hecke und traf den Bauern, daß er tot niedersank.

34. Der Spuk an der Aargauergrenze

Im ersten Villmergerkriege überließen sich am 2. Jänner 1656 die Zürcher Grenztruppen, die auf dem Bergrücken zwischen Reuß und Reppisch beim aargauischen Dorfe Oberwil aufgestellt waren, sorglos der Feier des Berchtelitages. Schon war der Feind von Bremgarten her ganz nahe herangerückt, um die Zürcher im nächtlichen Dunkel zu überfallen. Da jagte ein über die Straße laufendes Tier den Soldaten panischen Schrecken ein. Taub gegen die Vorstellungen der Führer, rannten sie davon. So wurden die nichtsahnenden Zürcher gerettet.